

Von Harzern, Pechern und Köhlern im Schwarzwald

Von Otto Feucht

Wer von unseren Lesern kennt nicht „Das kalte Herz“, eines der schönsten Märchen Wilhelm Hauffs, die Geschichte vom reichen Holländer-Michel und vom armen Kohlenmunkpeter, die im „Wirtshaus im Spessart“ erzählt wird? Das Holzhandeln nach Holland hat längst andere Formen angenommen und vom Ende der Flößerei ist in unserer Zeitschrift 1958 (Heft 6) erzählt worden. Aber die Nachkommen des Köhlers Peter gehen immer noch da und dort ihrem alten Gewerbe nach, und von ihnen soll heute die Rede sein. Zuvor aber soll von zwei anderen uralten Holzgewerben berichtet werden, vom Harzer und vom Pecher!

„Also findest du bey Ursprung des Wassers Murg, nemlich hinder Kniebiß, daß sich das Volck mit Harz-abläsen und klaben ernehret. Dann do findt man zwey oder drey Dörffer, deren einwoner alle jar 200 und etlich mehr zentner hartz von den Thanbäumen sammblen und gehn Straßburg zu verkaufen bringen“ – so lesen wir in der Kosmographie von Sebastian Münster 1544. – Das ist nicht die früheste Nachricht vom Harzen, die Harzrechte der Baiersbronner im herrschaftlichen Wald wurden schon durch die Harzordnung von 1520 geregelt, solche im Rippoldsauer Klosterwald schon 1492, und in diesen Regelungen dürfen wir wohl die ersten Versuche sehen, die längst ausgeübte Nutzung in geordnete Bahnen zu bringen. Aber die genannte Nachricht ist die erste, die erkennen läßt, welche Bäume geharzt wurden, die Weiß- oder die Rottannen, die Tannen oder die Fichten. Die harzreichen Forchen (Kiefern) konnten nicht gemeint sein, denn sie wurden schon immer als „Forren“ besonders benannt und nicht zu den Tannen gerechnet, überdies waren sie früher im Gebiet nicht so zahlreich wie heute. Nun ist das „Straßburger Terpentin“ ein sehr beehrter Handelsartikel gewesen, es kam aus den Vogesen und dort gab es noch keine Fichten, nur Weißtannen! Denn die Fichte hat, nach dem Abflauen der Eiszeiten, von Südosten kommend, gegen Westen den Rhein nur mit den allerersten Vorposten überschritten, während die von Südwesten eingewanderte Weißtanne über unsere Heimat hinaus noch weit nach Osten vorgedrungen ist! Die Tanne scheidet aus der Rinde der Gipfel oder der jungen Stangen in Blasen Terpentin aus, das sich wohl in Gefäßen auffangen, aber nicht „abläsen und klaben“ läßt, wie dies beim Wundharz der Fich-

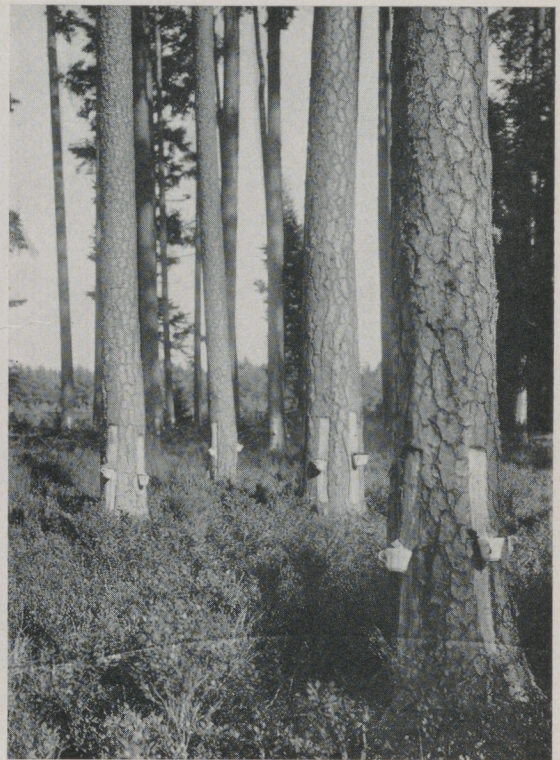
ten, wenn es eintrocknet („Scharharz“), ohne weiteres möglich ist. Die Fichte wird daher in alten Waldbeschreibungen auch ausdrücklich als „Harztanne“ bezeichnet.

Die naheliegende Frage, warum wir lediglich aus dem Gebiet Kniebis-Hornisgrinde Nachrichten über das Harzen finden, erklärt sich sehr einfach daraus, daß allein dort im ganzen Schwarzwald harzfähige Fichten in ausreichender Zahl vorhanden waren, denn sowohl weiter im Norden, um Herrenalb-Wildbad, wie im ganzen Süden hat die Fichte erst durch den Menschen die heutige Verbreitung erlangt. Zunächst wurde wohl das aus Stammwunden fließende Harz abgekratzt, dann ging man daran, künstliche Wunden zu schaffen, am Fuß der Stämme „Lachten“ aufzureißen, ins Holz reichende Streifen, in denen das Harz ausfloß und sich am Grund in eigens ausgehauenen Vertiefungen, den „Grandeln“ ansammelte. Daß dies den Bäumen schlecht bekam, da gerade der wertvollste Teil des Stammes entwertet wurde, und nach längerer Nutzung der ganze Baum kränkeln mußte, liegt auf der Hand. So begann schon im 17. Jahrhundert der Kampf gegen die Übergriffe der Harzer, gegen weitere Ausdehnung dieser Nutzung. Im Jahr 1617 wurde das Harzrecht für Baiersbronn eingeschränkt auf die „tieffen Thäler, Grinden und ohngelegenen Orte, daraus man das Holz sonst zu keinem anderen Nutzen bringen kann“, und hundert Jahre später, 1748, „gantz und gar verboten, abgethan und hinfüro nicht mehr geduldet, nemlich dergestalten, daß fürohin kein Unterthan einen neuen Baum anbrechen soll, sondern sich der angebrochenen Bäum allein mit Harzen gebrauchen solle“. Als Herzog Karl Eugen 1778 den ganzen württembergischen Schwarzwald durchritt, um die Möglichkeiten für den Holländer Holzhandel zu erkunden, da wird vom Ellbachwald vermerkt „er siehet sehr wild aus, und so viel man an dem ständigen Holz noch siehet, hat man wahrzunehmen gehabt, daß das Holz durchgehends altüberständig Holz ist, das von uralten Zeiten her durch das Harzen verderbt worden, daher auch in demselben nicht viel Holländerholz gehauen worden, weil die angeharzten Bäume selten zu dieser Qualität erwachsen“.

Aber das Harzen ließ sich nicht so leicht abstellen. Darüber lesen wir bei H. Hansjakob in seinem Bericht vom Leben des fürstenbergischen Forst-



1. Fichten mit altüberwallten Harzlachten. Hinterlangenbach.
Aufnahme Feucht 1909



2. Forchen mit Harzlachten. Oberreichenbach.
Aufnahme Feucht 1917

adjunkten Fürst, der um 1830 seinen Vorgänger ablöste, da er dem Dienst nicht mehr nachkommen konnte: „Die größte Sorge des Forstadjunkts waren die Harzfrevler auf dem Kniebis. Die Leute sind blutarm in dieser rauen Waldgegend. Die Wälder ringsum gehören der Herrschaft, und sie selbst haben nur ihre Strohhöhlen und um diese herum ein wenig Gras für ihre Kühe und Ziegen. Ihre Armut macht sie zu Harz- und Holzdieben, und ich bin der allerletzte, der ihnen deshalb zürnt oder einen Stein auf sie wirft.“

„Bevor ... Fürst im Revier war, gingen die Frevler in den finstersten Nächten und beim schlechtesten Wetter an die Arbeit; denn da, wußten sie, kommt der kranke Förster nicht ... Der Forstadjunkt ging aber alsbald gerade zu diesen Zeiten auf die Suche und hatte leicht finden, weil die Lichtlein der Harzer ihm den Weg zeigten. Doch das Knistern eines Reises, auf das er trat, machte die Lichtlein erlöschen, und aus wars mit dem Erwischen ...“
„Nachts, wenn die Sternlein über dem Kniebis standen, zündeten die Kniebiser im Wald Lichtlein an, jeder Mann eins, und dann zogen sie ins Dickicht wie eine Lichterprozession, suchten die angerissenen

Fichten auf und leerten deren Harzkanäle mittelst Kratzseisen, oder sie rissen neue, saftreiche Bäume an, um sie fürs Harzen vorzubereiten. Keine Sekunde aber waren sie sicher vor den Revierjägern, die mehr denn einmal die Flüchtigen anschossen. Das so mühsam gewonnene Harz verarbeiteten sie in stillen, unbeschränkten Stunden zu Terpentinöl, zu Wagenschmiere, zu Pech und zu Kienruß“ ... „Träfer nachts im Walde einen Trupp, der auf dem Heimweg war, so verhielt er sich mäusestill. Er folgte den Leuten unsichtbar und warf nur von Zeit zu Zeit kleine Steinchen in die nächtlichen Wanderer. Das wurde diesen nach einiger Zeit so unheimlich, daß sie glaubten, es sei etwas Ungerades oder der leibhaftige Gottseibeiuns in der Nähe. Wenn dann der Harzwächter noch plötzlich mit einer übermächtigen Drohstimme irgend ein Geisterwort losließ, warfen die Leute ihre Säcke ab und flohen blindlings. Er tappte er einen oder den anderen an Sonntagsmorgen, wo mit Vorliebe geharzt wurde, so transportierte er ihn, mit gespanntem Hahn ihm folgend, vor die Kirche drunten unterhalb des Bades, beim Klosterle, und da mußte er, mit seinem Harzsack beladen, stehen bleiben, bis die Leute aus dem Got-



3. Harzerinnen mit Dechsel, Reißer, Leiter usw. Oberreichenbach.

Aufnahme Harsch 1917

tesdienst kamen und den eigenartigen Sabbatschänder sahen.“

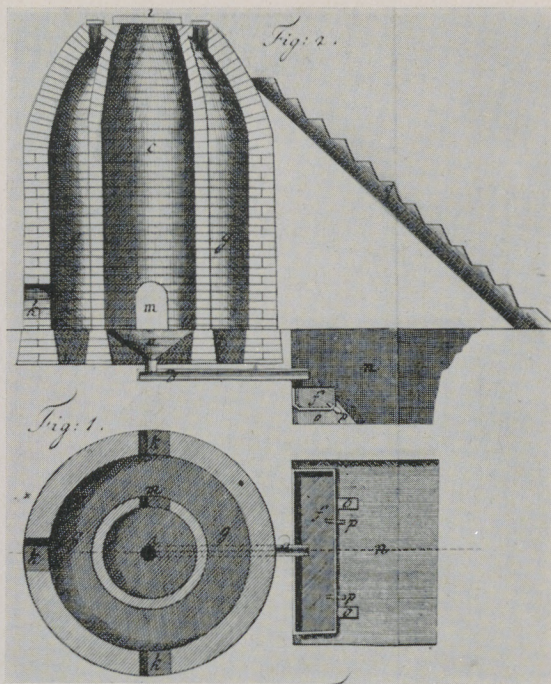
Doch allmählich ging das Harzen zu Ende. Als letzte Zeugen der einstigen Nutzung waren noch vor 50 Jahren an entlegenen Orten alte Fichten zu sehen, deren überwallte Lachten deutlich zu erkennen waren, so am Wildsee in der Schönmünz und bei Hinterlangenbach (Abb. 1). Die Einfuhr aus dem Ausland hatte die heimische Harznutzung zum Erliegen gebracht. Aber der Weltkrieg 1914 machte sie mit einem Schlage wieder lebendig. Denn die Hauptzeugnisse des Harzes, Terpentinöl und Kolophonium, waren schon im Frieden nicht zu entbehren, sie wurden für den Kriegsbedarf zur Bereitung neuzeitlicher Sprengstoffe u. dgl. erst recht unentbehrlich. So lebte das Harzen überall wieder auf, und zwar wurde jetzt durchweg die Forche (Kiefer = Kienföhre) herangezogen, deren Harzgehalt am meisten ausgibt. Erfahrene Harzer aber gab es nur noch in Niederösterreich, wo die Harznutzung der Schwarzkiefer nie ganz aufgehört hatte. So tauchten denn auch im Schwarzwald überall Versuche mit dem alten Verfahren auf: am Fuß alter Stämme, die kurz vor dem Einschlag standen, also nicht mehr im Holz geschädigt werden konnten, wurden an mehreren Stellen kurze Streifen bis auf den Splint mit Stemmeisen bloßgelegt, die „Lachten“, an deren Grund aber

keine „Grandeln“ mehr ausgemeißelt wurden, wie dies früher geschehen war, zum Schaden des Holzes, an denen vielmehr das abfließende Harz in Gefäßen aufgefangen wurde. Da eigens angepaßte Gefäße nicht zur Verfügung standen, mußte man nehmen, was gerade zu haben war, und so kam es zu dem überraschenden Anblick rings um den Stamm befestigter Kaffeetassen, in die durch „schwalbennestartig“ angebrachte Blechstreifen das Harz geleitet wurde (Abb. 2). Gegen Regen wurden sie durch aufgelegte Borkestücke geschützt. Das Harz wurde regelmäßig gesammelt und der Harzfluß durch neue, mit dem „Dechsel“ erzeugte Wunden aufgefrischt, so hoch hinauf am Stamm, als mit kurzen Leitern erreicht werden konnte. Die Tassen wurden entsprechend höher gerückt.

Selbstverständlich wurden allerlei Versuche angestellt, den Ertrag zu steigern, den Schaden zu verkleinern, vor allem in Nordostdeutschland, dem Lande der Kiefern. Von solchen kam das „Risserverfahren“ auch zu uns: an dem von Borke entkleideten, „geröteten“ Stamm wurde mit dem „Risser“ (Reißhaken) ein senkrechter Riß eingerissen, von dem aus schräg nach beiden Seiten aufwärts weitere Risse ausliefen, die von Zeit zu Zeit durch gleichgerichtete weitere Risse gegen oben ergänzt wurden, so daß ein fischgrätenähnliches Muster entstand. Da



4. „Fischgrätenmuster“ an geharzten Forchen. Würzbach.
Aufnahme Feucht 1931



5. Salbe-Ofen im Murgtal. Aus Jägerschmid 1800.

die Männer unter Waffen standen, mußten zur Arbeit Frauen und Mädchen herangezogen werden (Abb. 3). Solche „Fischgräten“ waren da und dort noch nach Jahren zu sehen, nachdem das Harzen wieder erloschen war (Abb. 4).

Aber ist denn nun die Forche (Kiefer), die damals ausschließlich geharzt wurde, in den früheren Zeiten, die nur vom Fichtenharz wußten, überhaupt nicht ihres Harzgehalts wegen geschätzt worden? Das ist keineswegs der Fall! Wenn, wie berichtet, aus Fichtenharz u. a. Teeröl und Wagenschmiere (Karrensalbe) im kleinen bereitet wurde, so geschah solches in größerem Maßstab durch Destillation der durch ihren hohen Kiengehalt ausgezeichneten Forche, und zwar, nach Zerkleinerung des Holzes, vor allem des Stock- und Wurzelholzes in besonderen Öfen. Hierüber berichtet uns K. F. V. Jägerschmid in seiner Beschreibung des Murgtals um 1800:

„Ein besonderer Gegenstand der Waldbenutzung ist das Theerschweelen, oder wie man es in dieser Gegend nennt, das Schmierbrennen . . . Zuerst wird ein Blockhaus, aus übereinander gelegten Baumstämmen erbaut. Das Dach ist flach mit Schindeln belegt und diese mit Steinen beschwert und befestigt. Die Rizen zwischen den zusammengefügtten Blöken werden mit Moos verstopft . . . Es wird eine Vorrichtung zum

Kochen und vermittels eines Ofens von Lehm, zum Backen und zur Winterfeuerung getroffen. Die sehr kleinen und sparsam angebrachten Fensteröffnungen geben doch genugsam Licht, um die nöthigen häuslichen Geschäfte verrichten zu können. Dies ist der Palast, in welchem der Schweler gleichsam der menschlichen Gesellschaft entflohn, mit seiner Familie ruhig wohnt. Zufrieden und vergnügt durchlebt er die Zeit in seinem öden Raume; die frühe Dämmerung weckt ihn zur Arbeit und der in den Wipfeln hochständiger Tannen sich brechende bleiche Mondesschein kündigt Ruhe und Erholung seinen ermatteten Gliedern an. Oft fliehen mehrere Tage dahin, ehe er eine fremde menschliche Seele erblickt, und von der eingeschnittenen Hütte bahnt er sich mühsam einen Weg, um die zum Unterhalt auf eine Woche nöthigen Nahrungsmittel mit einem Gange herbeizuschaffen. So lebt der friedliche Waldbewohner, bloß von dem unterrichtet, was in seinem Wirkungskreis vorgeht, bloß das ihm interessant scheinend, was zur Zufriedenheit seines häuslichen Zirkels beiträgt. Neben der Hütte wird ein mit Reis bedeckter schlechter Schuppen angelegt, um dorten die Kienstöcke zu zerkleinern und aufzubewahren. Der – aus Backsteinen erbaute – Ofen, worin die Destillation vorgenommen wird, ist durch die erste und zweite Figur



6. Der Meiler wird aufgerichtet. Zwickgabel.

Aufnahme Feucht 1909

(Abb. 5) anschaulich gemacht.“ Fig. 1 stellt den Grundriß des Theerofens vor. Zwischen dem äußeren und inneren Thurm bemerkt man den Zwischenraum *gg*, der zur Feuerung bestimmt ist. *kk* sind Schürflöcher und am inneren Turm bei *m* ist ein Ausstrageloch angebracht; durch letzteres werden die verkohlten Kienstöcke herausgeschafft... Durch Fig. 2 ist der Durchschnitt des Ofens abgebildet... Um in jeder Woche eine Destillation zu vollenden, sind fünf Personen nöthig, welche einen und einen halben Klafter Kienstöcke auszugraben und zur Hütte zu bringen, zwei Tage Zeit brauchen... Am dritten Tag beschäftigen sich die Arbeiter mit dem Zerkleinern des Kienholzes..., am vierten Tage wird eingesetzt... Im Mantel des Ofens giebt man nun Feuer... nach Verfluß von dreimal 24 Stunden ist die Destillation geendet... Wenn anfänglich die Feuerung gegen 6 Stunden angehalten hat, zeigt sich in dem Troge ein braunrothes, säuerliches Wasser, welches unter dem Namen „Theerwasser“ bekannt ist und zum Schwellen der Häute beim Gerben des

Leders... gebraucht werden kann. Das zweite Produkt ist ein öliges Wesen, woraus... Kienöl erhalten werden kann; nach und nach wird die Materie dicker und von schwarzbrauner Farbe, zuletzt zähe und dunkler. Dieses Produkt ist die eigentliche Schmiere und wird durch Vermischung mit der öligten Substanz oder dem Kienöl zur Wagenschmiere brauchbar gemacht... Aus der allerzähesten Materie... kann man das harte schwarze Pech kochen... Vor dem Ofen holen Händler die Schmiere ab und verkaufen sie ins kleine. Das schwarze Pech hingegen wird in gros und kleinen Parthien an Kaufleute verschlossen. Die Kohlen, welche zurückbleiben, sind von besonderer Güte und finden genug Liebhaber.“

Die letzten Trümmer eines solchen Salbeofens, vermutlich eben dessen, den Jägerschmid beschrieben hat, sind heute noch im Murgtal oberhalb Klosterreichenbach, im Aiwald, zu sehen. Wie weit aber diese Anlagen zum Teerschwelen verbreitet waren, davon zeugen heute noch allerhand Waldnamen, die mit Teer, Salbe, Schmiere oder Pech zusammengesetzt sind, wozu auch der Becherberg bei Würzbach zu rechnen sein dürfte!

Harzer und Pecher sind verschwunden, doch der Köhler, der Kohlenbrenner, leistet heute noch seine Arbeit in der Urväter Weise. Ist er auch nur noch selten zu sehen, so lebt er um so lebhafter fort in alten Geschichten, in Märchen und Sagen und erscheint jedem, dem er noch begegnet, von Geheimnissen umwittert. Wie hat er gearbeitet und wie arbeitet er heute noch, um die Holzkohle herzustellen, die ihrer raschen und starken Erhitzung wegen immer noch begehrt ist?

Der Boden der Kohlplatte (Kohlstätte) soll möglichst eben, windgeschützt, locker und durchlässig sein, die Größe richtet sich nach der Größe des zu errichtenden Meilers, der meist gegen 20, höchstens gegen 80 Raummeter Holz enthalten soll. Alter Meilerboden ist am besten geeignet, neue Kohlstätten sind weniger geeignet als alte, längst im Gebrauch stehende. In der Mitte des Kreises wird um einen Pfahl aus im Dreieck gesteckten Stangen der Feuer-schacht senkrecht aufgerichtet, der „Quandel“, dessen Wände verflochten werden und der mit leicht brennbaren Stoffen angefüllt wird. Um diesen werden die meterlangen Scheiter oder Prügel möglichst senkrecht und dicht aufgestellt, über der unteren eine Zwischenlage waagrechter Hölzer, darüber eine obere Schicht, wie das Bild es erkennen läßt. Das alles muß samt der aufgesetzten Haube gut befestigt und alsdann abgedichtet werden, wozu Rasenstücke,



7. Der Meiler brennt, Oberlengenhardt.

Aufnahme Feucht 1910



8. Das Schürloch ist zum Nachfüllen geöffnet, Agenbach.

Aufnahme Feucht 1926



9. Das Schürloch wird wieder gedeckt. Agenbach.

Aufnahme Feucht 1926



10. Ein neues Rauchloch wird eingestoßen. Agenbach.

Aufnahme Feucht 1926



11. Der Meiler wird ausgezogen. Oberreichenbach.

Aufnahme Ziegler 1925

Moos, Tannenzweige, Farnkraut u. a. verwendet werden, auch Kohllöschboden, der von früheren Verkohlungen herrührt. Ist die Decke fertig, so kann der Quandelraum von oben angezündet werden, damit er langsam ausbrennt und die nötige Schwelhitze erzeugt (300 bis 400 Grad Celsius). Während die Glut hier erlischt, beginnt die Selbstverkohlung ohne Lichterscheinung, zunächst im angrenzenden Teil, steigt in die Höhe und breitet sich aus. Zur Prüfung und Lenkung des Fortschreitens werden durch die Decke bis zum Holz Löcher eingestoßen. Aus diesen „Rauchlöchern“ tritt Wasserdampf aus, aus dessen Färbung sich der Zustand offenbart. Wenn es „richtig geht“, der Rauch bläulich wird, mit beizendem Geruch, dann werden die oberen Löcher verstopft und dafür tiefer unten neue eingestoßen. Tritt weißer Rauch ganz unten aus, ist die Verkohlung abgeschlossen. Zur Auskühlung bleibt der Meiler noch einige Tage unberührt stehen, alsdann wird er „ausgezogen“, und zwar allmählich, damit keine neue Glut aufkommen kann. Kleine Meiler erfordern zum Ausbrennen eine Woche, große bis zu vier Wochen oder mehr, je nach dem Wetter. Solange sie in Brand stehen, müssen sie ständig bewacht werden,

damit jedes Ausbrechen des Feuers sofort bekämpft werden kann, darum muß auch in der Nähe immer Wasser zur Verfügung stehen. Beim Ausziehen werden die Stücke je nach Größe und Gebrauchswert sortiert, als Hüttenkohle, Schmiedkohle, Bügelkohle u. a., wovon die letztgenannte Sorte freilich heute kaum mehr gefragt ist, während die ersteren in der Metallurgie, vorab zum Schmelzen der Edelmetalle heute noch begehrt sind, weil die Holzkohle keinen Schwefel enthält. Aus diesem Grunde ist die Köhlerei in den Buchenwäldern der Ostalb im letzten Jahrzehnt sogar neu aufgeblüht, im Schurwald ist sie nie völlig erloschen (Baierack). In unserem Schwarzwald freilich meilert heute nur noch ein einziger Köhler, bei Enzklösterle, für den Bedarf der Pforzheimer Goldschmiede, wie seit uralten Zeiten!

O. Feucht, Zur Ausbreitung der Fichte im Nordschwarzwald. Mitt. des Vereins für forstliche Standortskunde Nr. 7, 1957 und Jahreshefte des Vereins f. vat. Naturkunde 1958. – Gayer-Fabrizius, Forstbenutzung, 11. Aufl. 1919. – H. Hansjakob, Der Fürst vom Teufelstein (in „Waldleute“, 1897). – K. F. V. Jägerschmid, Das Murgtal, besonders in Hinsicht auf Naturgeschichte und Statistik. Nürnberg 1800.